Der Unglücksbauer

Autor(en): **Baer, Ernst Kurt**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 35

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643985

Nutzungsbedingungen

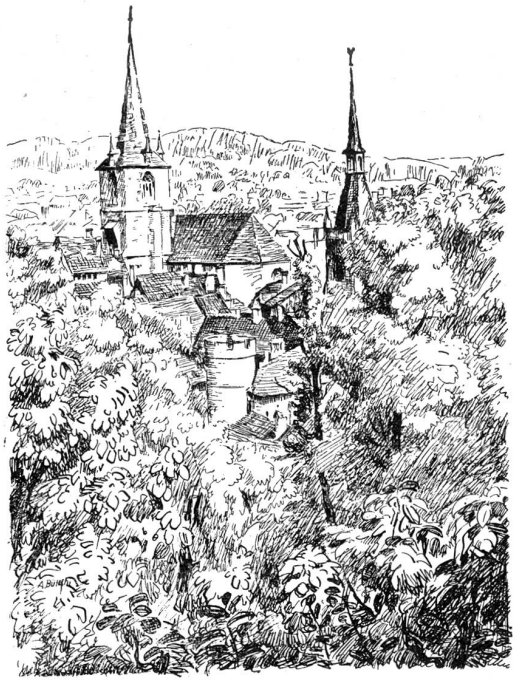
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Biel; die Stadtkirche und der Rosius A. Bütschi

die Vieruhrglocke. Sie machte ein Bittmäulchen: „Komm mit zum Vesperbrot!" Er sperrte sich ein wenig, spürte aber einen redlichen Hunger, und sie gingen über den schmalen Steg bei der Mühle, lehnten sich über die Holzstange, die als Geländer lief, und schauten in das ziemlich tiefe, durchsichtige Wasser, und dabei streifte ihn ihr Atem.

„Du bist gewiß ein sehr gescheidter Junge", lachte das zierliche Wesen; er aber hatte nur Augen für die gelblichen und bräunlichen Forellen, die in den Wassern leicht schwänzelnd stille standen. Alle seine Knabenträume erwachten wieder. Was hatte er an Jugendfreude durch den Verlust der väterlichen Mühle eingebüßt!

„Fischest du gern?" fragte Rösle.

„Nichts lieber!" antwortete er begierig.

„Dann komm, so oft du magst, in die Mühle; mein Vater wird dir die Fischerei gerne erlauben; er selber hält nichts darauf."

Von den Eltern Rösles wurde er gut aufgenommen und freundlich bewirtet; er merkte aber wohl, daß nicht mehr der Geist von früher durch das Haus wehte und die stille Gediegenheit, die seine Eltern überall hatten walten lassen, einer halbstädtisch aufgeputzten Art gewichen war. Herr Wenk, der neue Besitzer, war ein lauter, vielrediger Mensch, und die Mutter Rösles erschien ihm wie eine stattliche Magd, die Kleider über ihrem Stand trug. Was ihm am besten gefiel, von seinen Eltern sprachen die Leute lieb.

„Ich höre von Rösle, daß du gern fischest!" versetzte der für seine Jahre schon etwas dickbäuchige Müller; „tue es in der Oberaach und im Kanal, so viel du magst — du brauchst mich deswegen nicht mehr zu fragen!"

Rösle gab ihm ein Stück weit das Geleite gegen die Stadt. Es war ein leuchtender Abend; ehe sie die Dämmerung recht spürten, tauchte der Mond voll und rein über dunklem Wald empor. Da sagte sie bedauernd: „Ich muß jetzt zurück!" und als sie ihm die schmale Hand gab: „Du hast etwas Vornehmes an dir, — meine Mutter sagt's — gelt, du kommst bald wieder zu uns." Er versprach es ihr freudig. In seinen Augen war das Rösle schön.

Fortsetzung folgt.

Der Unglücksbauer

Novelle von Ernst Kurt Baer

Der junge Prokurist Rudolf Bollwitz blickte durch das Kontorfenster auf den Hof der Getreide- und Futtermittelhandlung. Zwei kräftige Füchse standen dort vor einem Ackerwagen. Seine Gedanken verbanden damit die Vorstellung an Bauernfrieden und Wohlstand. Eine herbe Sehnsucht nach frischduftenden Aeckern stieg in ihm auf. Er fühlte das Bauernblut in seinen Adern. Der Blick tastete sich an den Wagenrädern entlang und ruhte an der kleinen, vorschriftsmäßigen Holztafel. Ein Schreck durchzuckte ihn. „Rudolf Merting, Birkenhof", las er. Der Name riß ihn aus dem Gleichmaß der Gedanken, löste einen Schmerz in der Brust. Eine alte Wunde begann zu bluten. Die Seele war erfüllt von Haß. Doch seine wirtschaftliche Stellung zwang ihn seit Jahren, das persönliche Empfinden zurückzustellen. Einmal, das fühlte er deutlich, würde er jede Rücksicht außer Acht lassen. Wann? vielleicht bald. Veronika, die Nichte des Birkenhofers, kannte er sehr gut. Den Großbauer selber hatte er noch nie gesehen. Der Verkehr mit Veronika hatte im Laufe der Zeit freundschaftliche Formen angenommen. Sie regelte die Einkäufe, Rudolf bediente sie. Ihre freundliche Erscheinung machte Eindruck auf ihn. Er mußte oft an sie denken. Unangenehm war ihm nur, daß sie die Nichte des Birkenhofers Merting war. —

* * *

Wie ausgestorben lag der Birkenhof in der Nachmittagssonne. Schlanke Birken, die in doppelter Reihe das Gehöft begrenzten, hatten ihm den Namen gegeben. Der Anblick der stolzen Birken war jedoch so ziemlich alles, was das Herz erquicken konnte. Nicht etwa, daß der Birkenhof ungepflegt und baufällig gewesen wäre, nein, aber der Besitzer vergällte allen, die von ihm abhängig waren, das Leben. Obwohl jedermann wußte, daß der alte Merting reich war, hieß er allgemein: Der Unglücksbauer. Die Schicksalsschläge der letzten drei Jahrzehnte hatten die Achtung vor dem Gelde vollständig in den Hintergrund gerückt. Auf seinem Hofe herrschte eine gedrückte Stimmung. Nie hörte man lautes Lachen. Knechte und Mägde waren froh, wenn sich der Großbauer nicht blicken ließ. „Die Spitzen!" flüsterten sie, wenn er kam, und: „Gott sei Dank! Die Hacken!" sagten sie aufatmend, wenn er ging. Trotzdem war er nicht eigentlich ein Tyrann. Sein unheimlicher Ernst ließ alle verstummen. Bis auf den merkwürdigen Groll, den er zeigte, wenn einer lustig war, hatten es die Leute nicht schlecht. Um so mehr blickten alle bis zum Großknecht hinauf etwas neidisch auf die Vroni, die sich alles erlaubte und erlauben durfte. Vor drei Jahren hatte der „Alte" sie als Wirtschafterin in sein Haus genommen. Sie war eine Nichte seiner verstorbenen Frau, also nicht in gerader Linie mit ihm verwandt. Einige Knechte und Mägde folgerten daher, daß sie einmal Birkenhoferin wird. —

Zum erstenmal in seinem Leben betrat Rudolf Bollwitz den Birkenhof. Als er durch das offene Tor schritt, erhoben zwei starke Doggen ihre mächtigen Stimmen, zerrten an den Ketten und fletschten die Zähne. Mit einem flüchtigen Blick streifte er den stattlichen Hof, in dessen Mitte auf einem von der Birkengruppe umgebenen Gerüst die Mittagsglocke hing. Langsam ging er auf das villenartige Wohngebäude zu.

Im Hausflur kam Veronika ihm entgegen. „Ah! Herr Bollwitz!"

„Grüß Gott, Fräulein Veronika! Will zum Birkenhofer!"

„Onkel ist nicht zu Hause, wird aber bald kommen. Eine Weile müssen Sie also mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen!"

Inzwischen hatten sie ein behagliches Zimmer betreten, das in seiner ländlichen, aber soliden Ausführung den Wohlstand des Hauses gediegen zum Ausdruck brachte. Veronika deutete einladend auf einen Stuhl und nahm selbst Platz.

Rudolf setzte sich. „Zwei Vorteile hat Ihre Gesellschaft", sagte er, „sie ist erstens angenehm, und zweitens komme ich durch Sie meinem Ziel näher. Ihnen danke ich es überhaupt, daß der Birkenhofer Futtermittel in der ‚Gefu' kauft. Jetzt will ich von ihm Getreide kaufen."

„Sie wagen sich in die Höhle des Löwen. Onkel ist seltsam hartnäckig. Er habe seine Abnehmer, sagte er. Damit war die Angelegenheit erledigt."

„Sie sprachen schon für mich?" fragte Rudolf überrascht.

Sie senkte die Augen. Eine verlegene Röte stieg in die Wangen, doch sie gab sich Mühe, gleichgültig zu sein. „Wir kamen so nebenbei auf das Gespräch, und da schlug ich ihm vor, alle Geschäfte mit der ‚Gefu' zu machen."

„Und er will unter keinen Umständen?"

Sie zuckte die Achseln. „Versuchen Sie Ihr Glück! Was ich tun kann . . ."

Er lachte erleichtert. „Prächtig, Fräulein Veronika! Aber eine Frage! Warum nennt man Ihren Onkel eigentlich Unglücksbauer?"

„Um Gottes Willen! Man sagt es heimlich, hütet sich aber, es ihn hören zu lassen. Drei Kinder hat er verloren, zwei durch Unglücksfälle. Der erste Sohn starb an einer Lungenentzündung, die Tochter ertrank, als sie acht Jahre alt war, und der zweite Sohn wurde mit siebzehn beim Holzfällen vom Baum erschlagen. Die Birkenhoferin hat das Unglück nicht lange überlebt. Mit den Jahren starben noch einige Verwandte. Onkel wurde der letzte Namensträger seiner Sippe und ein mürrischer, unzugänglicher Mensch."

Rudolf betrachtete ihre jugendliche Erscheinung. Der lebhafte Redefluß hatte eine heiße Röte in ihre Wangen gtrieben. „Und Sie sind nun der Sonnenschein seiner alten Tage?" fragte er.

Veronika stand auf und trat an das Fenster. „Onkel kommt immer noch nicht", sagte sie, ohne auf seine Frage einzugehen. Dann drehte sie sich wieder um. „Haben Sie noch Eltern, Herr Bollwitz?"

„Meine Mutter ist vor zwei Jahren gestorben. Einen Vater habe ich nicht, wenigstens nicht nach dem Gesetz, denn der famose Papa hat es vorgezogen, unter Zeugenstellung die Vaterschaft zu verleugnen. Damals kannte man die Blutprobe nicht."

„Aber er lebt noch, und Sie kennen ihn?"

„Ja und nein. Er lebt, aber ich kenne ihn noch nicht." Er betonte das ‚noch'.

Sie wollte etwas fragen, doch in diesem Augenblick fuhr eine offene Bauernkutsche in den Hof. Rudolf hatte sich erhoben und starrte den Mann in der Kalesche an wie einen Geist. Er sah ein markantes, bartloses Bauerngesicht, die Züge fast leblos, wie im Gram erstarrt, aber zeugend von einer ungebrochenen Willenskraft.

„Onkel Merting, der Unglücksbauer!" entfuhr es Veronika.

Sie eilte hinaus. Rudolf sah den reichen Großbauer im Wagen mühsam aufstehen. Ein eigenartiges Empfinden, gepaart mit Schadenfreude und Traurigkeit, erfüllte ihn. Als Veronika hilfsbereit hinzueilte, winkte der Bauer ab und ging, wenn auch steifbeinig, so doch sehr aufrecht in das Haus. —

„Onkel will es nicht wahr haben, daß ihm das Laufen schwer fällt!" sagte Veronika in das Zimmer tretend. „Ach, Ihr kennt euch noch nicht! — Herr Bollwitz von ‚Gefu', — Onkel Merting, der Birkenhofer!"

Mit einem Ruck blieb der Bauer stehen. Fast feindselig starrte er den jungen Getreidehändler an. In seinen Augen war ein Fühlen und Tasten: Was weißt du von mir? —

Rudolf hielt den Blick ruhig aus. Eine peinliche Minute verstrich.

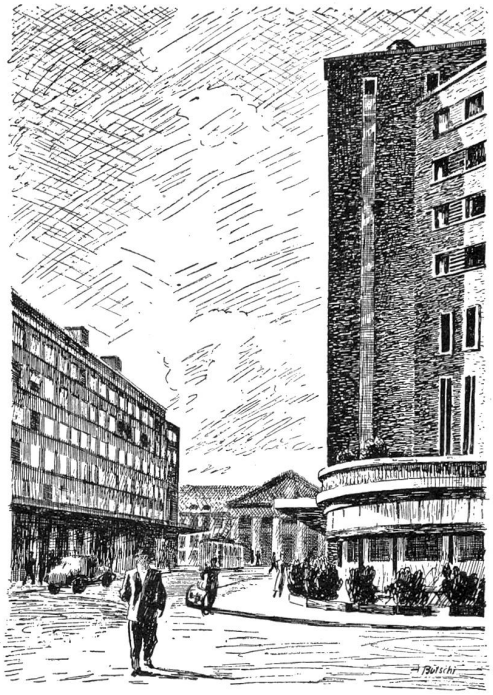
„Herr Bollwitz wartet seit einer halben Stunde auf dich, Onkel", sagte Veronika endlich und rückte ihm einen bequemen Sessel zurecht.

Aufstöhnend ließ der Bauer sich nieder. „Ich liebe keine lange Verhandlung. Was wollen Sie?" begann er barsch.

„Ich möchte Ihr Getreide für die ‚Gefu' kaufen!"

„Aber ich habe doch meine Abnehmer. Bieten Sie Vorteile?"

„Die Verbindung ist besser, Onkel!" mischte Veronika sich ein. „Wir sparen Zeit, und Zeit ist Geld."



Biel; Bahnhofstrasse A. Bütschi

Unwirsch blickte der Birkenhofer sie an. „Du solltest dich weniger um diese Dinge kümmern!" Dann wandte er sich wieder an Bollwitz. „Gut also! Ich merke, daß meine Nichte für Sie Partei nimmt. Sie lag mir damit schon öfters in den Ohren. Außerdem: Ihr junges Unternehmen hat einen guten Ruf. Darum will ich Sie unterstützen. Verstehen Sie? Nur darum!"

„Nur darum!" wiederholte Rudolf und konnte nicht verhindern, daß eine leise Ironie in seiner Stimme mitschwang.

Der Birkenhofer, dessen Sinne bereit waren, aus jedem Wort und jeder Betonung Rudolfs einen Hintergedanken herauszuklauben, schien auf diese Ironie gewartet zu haben. Er wurde plötzlich ganz aufgeregt. Ein leichtes Zittern befiel seine Hände. „Zweifeln Sie etwa?" erboste er sich. „Gut! Erledigt! Ich bin auf Sie nicht angewiesen! Gehen Sie!" Und er machte mit bebender Hand eine hastige Bewegung zur Tür.

„Aber Onkel! Was hast du nur?" mischte Veronika sich wieder ein. „Herr Bollwitz hat dich doch mit keinem Wort beleidigt!"

Rudolf zuckte die Achseln. „Sie zu beleidigen lag nicht in meiner Absicht. Ich kam wirklich nur her, um ein Geschäft abzuschließen."

Der Alte blickte ihn zweifelnd an. Man sah, daß er sich einen schweren Entschluß abrang. „Schön, Ich . . . Mir ist heute nicht recht. Morgen mußt du in der Apotheke ein Rezept abholen, Vroni! Ja, und — für heute genug, Herr — Bollwitz! Ein Geschäft läßt sich erst zur Ernte abschließen. Auf den Halm verkaufe ich nicht. Nie! Kommen Sie in vier Wochen wieder!"

Da verabschiedete sich Rudolf. —

Eine schwüle Stimmung blieb im Zimmer zurück. Der Bauer stierte vor sich hin und grübelte. Veronika gegenüber war das nicht seine Art; zu ihr sprach er sonst wie zu sich selber. Ihr gelang es zuweilen sogar, auf seinem starren Antlitz ein verlorenes Lächeln hervorzuzaubern. Ihr Schalten und Walten fand er stets in der Ordnung, und wenn andre dasselbe taten, falsch oder mindestens unangenehm, nichtig.

„Du hast wieder ein Heldenstück vollbracht, Onkel!" sagte Veronika.

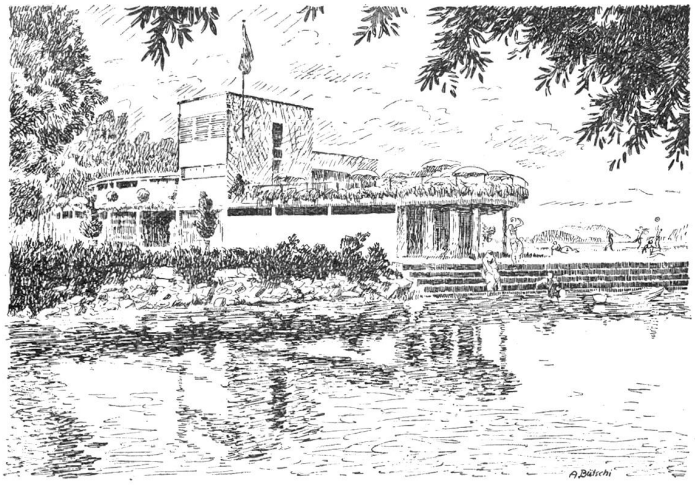
Er blickte nicht auf. „Ich hab's geahnt, Vroni!" entgegnete er düster.

„Aber was denn?" fragte sie erschrocken.

„Nichts! Gar nichts!" wich er aus.

„Du mußt mir alles erzählen, Onkel! Was ist passiert?"

„Es ist nichts! Es ist noch nichts!" wiederholte er.



Biel; das Strandbad A. Bütschi

„Was befürchtest du?"

Er schwieg und starrte weiter vor sich hin.

„Jetzt bist du still!" sagte sie vorwurfsvoll.

Er seufzte. „Ach, Vroni! Es ist etwas in meinem Leben, das ich dir nicht sagen kann. Immer war es mir eine Wohltat, dir mein Herz auszuschütten. Aber eine Sünde muß ich vor mir selber verantworten. Jede Schuld rächt sich auf Erden! Glaubst du daran? Geh, Vroni! Laß mich allein!" —

Erst am andern Morgen sah Veronika den Onkel wieder. Er setzte sich zu ihr und schien leidender als sonst. Sie fühlte tiefes Mitleid für ihn.

„Du darfst mich nie verlassen, Vroni!" sagte er. „Du darfst nicht!"

„Aber Onkel! Ich bin gern bei dir. Wir beide verstehen uns!"

„Du wirst alles erben, mein Geld und Gut, alles! Das ist nicht wenig."

„Wie du sprichst, Onkel! Du wirst noch sehr lange leben!"

„Ja. Ich glaub's. Nur fürchte ich, daß du mich eines Tages doch verläßt. Vielleicht nimmst du dir einen Mann— oder so."

„Onkel!" sagte sie nur und blickte ihn aufmunternd an.

Plötzlich drang seine Angst hervor: „Aber du darfst nicht, Vroni! Du darfst nicht! Ich gebe dir alles! Schon jetzt, schon vor meinem Tode!"

Dann schwiegen sie beide, bis der Birkenhofer endlich seufzend fragte: „Hast du schon einmal gehört, daß alte Leute manchmal noch — heiraten?"

„Ja, Onkel. Der Bauer Wiesner war siebzig, als er die zweite Frau nahm."

„Siehst du, Vroni! Siehst du! Und ich bin erst achtundfünfzig!"

„Da ginge es eigentlich noch ganz gut!" lachte sie belustigt. „Welche Frau steht dir denn im Sinn?" Sie nahm seinen Einfall nicht ernst.

Der Birkenhofer wurde verlegen. „Ich kenne sonst keine", sagte er langsam. „Aber ich habe Angst, daß du mir davongehst." Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Ja, Vroni, ich geb' dir alles, auch meinen Namen, wenn du willst, nur muß ich wissen, daß du bei mir bleibst!"

Jetzt war es heraus; er stützte aufatmend den Kopf in der Hand.

Sie war plötzlich ganz still geworden. Onkels Frau? — Das war zu . . .

„Bist du mir böse?" Seine sonst rauhe Stimme klang zaghaft.

Da blickte sie ihn liebevoll an und schüttelte den Kopf. „Böse nicht, aber ich bin verwirrt. Nie dachte ich daran, deine Frau zu werden. Ich kann auch so rasch keinen Entschluß fassen. Laß mir Zeit, Onkel!" —

* * *

Rudolf hastete quer über die Straße und zog tief den Hut. „Grüß Gott, Fräulein Veronika! Der Zufall ist mir außerordentlich günstig."

Ueberrascht blieb sie stehen. „Herr Bollwitz! Wie nett!"

„Kommen Sie in die ‚Gefu'?"

„Nein, heute kein Geschäft!"

„Aber Sie gestatten, daß ich mich an Ihre Fersen hefte?"

„Wörtlich nicht!" lachte sie. „Doch Ihre Begleitung schlage ich nicht ab. Uebrigens hatten Sie mich kürzlich neugierig gemacht."

Sie gingen in ein stilles Lokal. Der Ober brachte einige Erfrischungen und zog sich diskret zurück.

„Haben Sie die Eigenart meines Onkels übel genommen?" fragte Veronika.

„Im Gegenteil, ich verstand ihn sehr gut und hätte es vielleicht ganz in der Ordnung gefunden, wenn er mich hinausgeworfen hätte."

Sie blickte ihn groß an. „Das ist mir zu hoch!" bekannte sie frei.

Er nahm ihre Hand und drückte sie warm. „Zwei Jahre kenne ich Sie nun und habe Sie als freundliche und kluge Frau schätzen gelernt. Wenn ich allein bin, beherrschen Sie oft meine Gedanken. Darum will ich Ihnen etwas anvertrauen, was ich Ihnen sonst nie gesagt hätte. Zuvor möchte ich aber gern wissen, wie Sie es fertig brachten, sich ihrem sonderlichen Onkel unentbehrlich zu machen."

„Das ist rasch gesagt. Als ich vor drei Jahren den Birkenhof betrat, glaubte ich in ein Totenhaus geraten zu sein. Das

Fortsetzung auf Seite 841.

Biel und sein See

Von Walter Schweizer, Bern

Biel oder Bienna ist eine lustige, auch an einem lustigen See, der von ihr den Namen hat, und dessen Gestadt mit Rebstöcken besetzet ist, gelegene Statt, erkennet im weltlichen den Bischoff von Basel, hat gleichwohl ihre besonderen Freyheiten und wird ihr Obrister Mayer oder Major genandt so der Reformierten Religion, und sein sie Ao 1503 mit denen von Bern in das Burgrecht kommen.

So schrieb Merian zu seinem alten Stich von Biel, und so ganz Unrecht hatte er nicht. Biel ist wohl eine lustige Stadt, und für den Kenner wird sie immer ihre Reize haben, wird sie doch stets in Verbindung gebracht mit den prächtigen und reizvollen Ausflügen am Bielersee, in das weitere Seeland und in den Jura.

Und nun wollen Sie von mir hören, was ich über den Bielersee und seine Ufer weiß, sozusagen als Sachverständiger, weil ich ja am Bielersee beheimatet bin und — über ein Vierteljahrhundert hier wohnte! Da möchte ich Ihnen fast den Rat geben: fragen Sie nicht mich, für den hier Land, Leute, Himmel, Wasser, alte und neue Kultur, Sprache und Geschichte eine ganz andere Bedeutung haben müssen als für Sie. Fragen Sie jemanden, der hier nur gereist ist. Er kennt die Gelegenheiten des guten Wohnens für Fremde, die Pensionen, die Weinkneipen, sicher besser als ich. Gregorovius wurde einmal von einem Fremden gefragt, wie lange er, der Fremde, wohl brauchen würde, um Rom kennenzulernen, und erwiderte: „Ich kann es wirklich nicht sagen, ich bin erst fünfzehn Jahre hier!" Sie laufen Gefahr, von mir eine ähnliche, ausweichende Antwort zu bekommen, — doch werde ich Ihnen etwas vom See erzählen:

erste Vierteljahr war eine Hölle, mit jeder Nichtigkeit suchte er mich zu quälen, bis ich endlich meiner grenzenlosen Empörung Luft machte. Er solle sich nicht als mein Wohltäter aufspielen! sagte ich ihm. Auf eine Erbschaft habe ich nie spekuliert, und ich tanze, singe und lache, wenn es mir passe. Als ich dann ernstlich meine Sachen packte, wurde er kleinlaut und bat mich, zu bleiben, weil er sich an mich gewöhnt habe und mich in sein Herz geschlossen hätte. — Ja, und dann ging es. Ich durfte schalten und walten, wie es mir beliebte."

„Der Birkenhofer hat Angst vor dem Schicksal!" sagte Rudolf herb. „Vielleicht bin ich der, der ihm neues Unglück bringt."

Sie zog die Stirne kraus. „Ein sonderbarer Scherz!" bemerkte sie kühl.

„Kein Scherz!" entgegnete er hastig. „Ich wünsche ihm Unglück, weil . . ."

Sie ließ ihn nicht ausreden. Empört sprang sie auf. „So dürfen Sie nicht sprechen! Ich bin die Nichte des Un . . ., des Birkenhofers!"

Rudolf hatte sich gleichfalls erhoben. „Der Birkenhofer hat eine große Schuld. Ich habe mir geschworen, daß er Sühnen muß. Falls ein andrer Weg sich nicht findet, werde ich ihn ins Unglück stürzen. Darf ich erklären?"

„Danke! Eine gemeine Rache ist nie zu entschuldigen, bedarf auch keiner Erklärung!" Vor Zorn war sie über und über rot geworden. „Ich habe Ihnen Vertrauen entgegengebracht, und Sie mißbrauchen mich als Mittel zum bösen Zweck. Das ist eine starke Enttäuschung." Erregt nestelte sie ein Geldstück aus der Handtasche, legte es auf den Tisch und verließ das Lokal.

Verblüfft schaute Rudolf ihr nach. Die Erklärungen, die er machen wollte, blieben ihm im Halse stecken. Er fühlte einen drohenden Verlust. Sie hatte Sympathie und Freundschaft für ihn. Empfand er weniger für sie? In seiner nervösen Hast kam er sich nicht lächerlich vor, ihr nachzueilen. Auch er legte ein Geldstück auf den Tisch und stürmte hinaus.

Da der Herr Ober eine gute Nase für Unstimmigkeiten hatte, war er sogleich zur Stelle. Er nahm das Geld, prüfte es auf seine Echtheit und schmunzelte erstaunt: „Krach bringt auch etwas ein!"

Inzwischen erreichte Rudolf die Straße und sah Veronika gerade in einer Ausspannung verschwinden. Als er näherkam, schwang sie sich eben auf den Sitz der einspännigen Bauernkutsche.

„Fräulein Veronika!"

Sie schwieg, nahm die Zügel in die Hand.

Da er sah, daß sie ihn absichtlich überhörte und davonfahren wollte, schrie er verwirrt: „Sie haben mich falsch verstanden, Broni!"

„Los, Liese!" rief sie der Stute zu und schwang die Peitsche. „Broni! Ich bin der Sohn des Birkenhofers!"

Ueberrascht blickte sie sich um, hielt aber nicht an. „Eitle Prahlerei!" dachte sie. „Größenwahn! Eine Lüge, um den gemeinen Racheplan zu beschönigen!" Auf der Landstraße brachte sie die Stute zum Traben. —

* * *

Steifbeinig, den Oberkörper ein wenig vornüber gebeugt, kam der Bauer aus dem Hause, als Veronika in den Birkenhof einfuhr. Mit einem prüfenden Blick auf das Pferd sagte er vorwurfsvoll: „Aber Broni! Du sollst die Liese nicht so laufen lassen!"

Sie sprang vom Wagen, spannte wortlos aus. Ein Knecht kam herbei.

„Abreiben!" sagte der Bauer. „Die Liese hat geschwitzt!" Dann ging er mit Veronika in das Haus zurück.

Gegen Abend versuchte sie eine Aussprache mit dem Onkel herbeizuführen. Rudolfs Worte, so unmöglich sie im ersten Augenblick auch klangen, hatten in ihr einen tiefen Eindruck hervorgerufen. Sie erinnerte sich der seltsamen Worte des Onkels: „Es ist nichts! Es ist noch nichts!" und dann das unsichere Bekenntnis: „Aber eine Sünde muß ich vor mir selber verantworten. Jede Schuld rächt sich auf Erden! Glaubst du daran?"

Sonderbar! Je länger sie nachdachte, desto sicherer bildete sich der Beweis für Onkels Schuld, während Rudolf mehr und mehr entlastet wurde.

„Onkel!" sagte sie nach dem Abendessen, als sie ihm die gestopfte Pfeife reichte. „Welches ist die Sünde, die du vor dir selber verantworten mußt? Ich möchte es gern wissen!"

Er brannte sich die Pfeife an. Seine Hände zitterten bei ihren Worten. „Laß doch die alten Sachen!" knurrte er verdrießlich.

„Nein, Onkel! Sag mir alles, auch das Schlimmste! Du sollst endlich Ruhe haben vor deinen ewigen bösen Ahnungen!"

„Das Schlimmste? Es ist überhaupt nicht schlimm! Du redest Unsinn, bist noch ein Kind!" Er wurde immer nervöser.

Da legte sie ihm die Hand auf die Schulter. „Onkelchen!" schmeichelte sie. „Sag mir die Wahrheit! Ist Rudolf Bollwitz — dein Sohn?"

Ein Faustschlag donnerte auf den Tisch, daß er in allen Fugen krachte. Der Birkenhofer sprang auf und schrie: „Damit komm nicht! Komm nicht! Was fällt dir ein? Du! Du!" Die grollende Stimme überschlug sich plötzlich. Mit dem letzten polternden Ton war seine Kraft erschöpft. Vernichtet sank er in den Lehnstuhl zurück. Ein dumpfes Stöhnen kam über seine Lippen: „Ich hab's geahnt!"

Veronika hatte sich vor Entsetzen bis in den äußersten Winkel des Zimmers zurückgezogen. Blaß wie der Tod lehnte sie in der Ecke. Und in die tiefe Stille, die dem Sturm folgte, ertönte ihre Stimme fein und vorsichtig wie Grillenzirpen: „Willst du zu Bett, Onkel?"

Langsam, fast unmerklich schüttelte er den Kopf. „Laß mich allein!" —

* * *

Eine Woche später kam Rudolf Bollwitz auf den Birkenhof. Es hatte keinen Zweck, länger zu warten, denn durch den Zwiespalt mit Veronika hatte er sich den Birkenhof als Kundschaft verscherzt. Aber wenn schon, dann wollte er wenigstens dem Bauer den Kopf gründlich zurechtsetzen! —

* * *

Noch ehe Rudolf den Birkenhof erreichte, hatte der Bauer mit Broni eine Unterredung. In der letzten Woche waren sie sich scheu aus dem Wege gegangen. Veronika stand noch immer im Banne einer nachhallenden Erschütterung. Die willensstarke Natur des Birkenhofers schien alles überwunden zu haben. Ohne sie anzublicken, begann er: „Ich fragte dich vor einiger Zeit, ob ich dir Geld, Gut und meinen Namen anbieten darf."

Sie senkte die Augen. „Es geht nicht, Onkel. Sei nicht böse!" Und nach einer Pause fügte sie leise hinzu: „Ich bin vier Jahre jünger als — Herr Bollwitz. Das besagt nichts weiter; aber . . . es geht nicht."

Der Alte schwieg eine Weile, dann fuhr er mit einem Seufzer fort: „Wenn ich sagen wollte, er sei mein Sohn, dann bedeutete es für mich den völligen Untergang, Meineid, Gefängnis! Aber nein! Es ist nicht wahr! Glaub's nicht!"

In diesem Augenblick schlugen die Doggen an. Bollwitz kam. Der Birkenhofer sah ihn durch das Fenster. Sein Anblick erschütterte ihn. Entsetzt wich er einen Schritt zurück. „Was will er von mir?" und als Bollwitz eintrat, schrie er ihn an: „Ich verkaufe noch nicht!"

„Auf ein Wort, Birkenhofer!" sagte Rudolf. „Höre zu, was ich dir zu sagen habe! Bleiben Sie hier, Veronika!" Er war besonnen, aber sehr blaß.

Der Bauer streckte abwehrend die Hände von sich. „Gehen Sie!"

„Ich bleibe, und du sollst dich verantworten!" entgegnete Rudolf.

„Ich hole die Doggen!" knirschte der Birkenhofer.

„Hole sie!"

Da brach der Widerstand des Alten. Sein starrer Blick hing wie gebannt am Antlitz des Gegners. Erschöpft ließ er sich auf einen Stuhl niedergleiten.

Und Rudolf sprach mit erhobener Stimme: „Das ist die reine Wahrheit: Meine Mutter gestand mir vor zwei Jahren auf dem Sterbebett, daß sie als blutjunges Mädchen ein Verhältnis mit dem späteren Birkenhofbauer Rudolf Merting hatte. Mir konnte sie nur des Vaters Vornamen geben, denn Rudolf Merting, der reiche Bauernsohn, bestritt vor Gericht die Vaterschaft eines Knaben, schwur einen Meineid und stellte sogar zwei Zeugen, die er — wahrscheinlich mit klingender Münze — zum Meineid verleitete! Birkenhofer! Dein Sohn steht vor dir und fordert Sühne! Verantworte dich!"

Der Bauer saß da wie leblos. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Selbst die Augenlider verharrten in ihrer weit aufgerissenen Stellung. Die harten Worte hatten ihn wie Keulenschläge getroffen. Langsam, jede Silbe mühsam herauspressend, sagte er wie zu sich selber: „Jede Schuld rächt sich . . . So schlecht war ich nicht. So nicht! Gehorsamkeit stand hinter mir, ein Drohen und ein starkes Müssen. Der Rest allein gehört mir — mir, dem Unglücksbauer . . .!" —

Veronika packte ein jammerndes Weh, als sie den Onkel so vor sich sah. Sie ergriff Rudolfs Hand und zog ihn mit sich hinaus. Draußen preßte sie seine Hände an ihre heißen Lippen. „Haben Sie Erbarmen mit dem schwergeprüften Mann! Unmenschliches hat er schon ertragen müssen!"

Rudolf hob ihren Kopf hoch. „Sind Sie mir nicht mehr böse, Veronika? Haben Sie wieder Vertrauen zu mir?"

„Ja, tausendmal ja!" nickte sie unter Tränen. „Aber Onkel ist nicht schlecht, nur unglücklich. Bieten Sie ihm Frieden, dann findet sich alles!"

„Ich verlange von meinem Vater nichts, nur sein Haus will ich betreten dürfen, um jederzeit mit dir plaudern zu können!" Bei den letzten Worten hob er ihr Kinn auf und küßte ihr die Tränen aus den Augen.

Sie ließ es mit einem glücklichen Lächeln geschehen . . .

Weltwochenschau

„Rechtsunsicherheit".

Man spricht von einer Verwilderung der internationalen Rechtsverhältnisse und meint damit einen Rückgang in der Entwicklung jener spärlichen Ansätze von Recht und Gesetz im Völkerleben. Daß es erst noch ein eigentliches Recht zu schaffen gilt, daß die Notwendigkeit, Recht zu schaffen, erst mit dem Näherrücken von Volk zu Volk entstanden ist, bemerkt man kaum. Denn die Geschichte marschiert immer, aber der Mensch schläft oft.

Wir werden uns auch nur erst langsam einer andern Tatsache bewußt, die doch täglich an unsere Fenster und Türen klopft: Daß es auch innerhalb der einzelnen Nationen beständige Wandlungen der Verhältnisse gibt, und daß alle neuen Verhältnisse auch Neu-Recht, also richtiggehend „neu geschaffenes Recht" verlangen. Denn was zu Noahs Zeiten noch nicht verlangt wurde, das kann unsere Zeit verlangen. Zumal da auch uns eine „Sündflut" droht . . .

Da gibt es Leute, die sind der Ansicht, man müßte die Leitung der bernischen Spar- und Leihkasse hinter Schloß und Riegel stecken. Und wenn nicht alle Herren dieser Leitung, so doch einen oder zwei. Oder am Ende auch Verwaltungsräte, die „gewußt haben". Wieso das eigentlich von den einen Leuten verlangt, von den andern aber höchstens mit Achselzucken als „erwägenswert" betrachtet wird, kann man sich nicht erklären. Man interessiert sich auch kaum, wenn einen nicht gerade das zerflossene Guthaben bei der Kasse schmerzt. Trotzdem ist es psychologisch sehr interessant, zu sehen, wie die einen sagen: „Einsperren", die andern aber: „Warum eigentlich einsperren"? Es genügt gar nicht, zu sagen, „10 Jahre gefälschte Bilanzen", „getarnte Aufkäufe eigener Aktien" usw. Der Bürger ahnt, daß die „Bank" etwas ist, dessen rechtliche Konturen durchaus nicht feststehen, und daß die frisierte Bilanz bald innerhalb, bald außerhalb des Erlaubten liegen kann. Und daß, wenn eine solche „Frisur" schlechte Zeiten überbrückt und der Leitung ermöglicht in einigen guten Jahren das Manko wieder zu decken und auszugleichen, man Ja und Amen dazu sagt . . .

Aber das ist nur das kleine Bankinstitut, das da mit seiner undeutlichen Rechtsgrundlage vor uns steht. Wie aber steht unsere wirtschaftliche Gesamtorganisation da, wenn wir ermessen, daß es „rechtens" gewesen, den Franken nach dem Dollar- und Pfundsturz „oben" zu behalten und dadurch SBB.- und Bundesschulden, Kantons- und Gemeindeschulden um hunderte von Millionen wachsen zu machen? Namentlich angesichts der einzigen Sommerbilanz unseres Fremdenverkehrs, der Halbjahresbilanz der SBB., den neuen Beschäftigungszahlen in der Maschinenindustrie . . . Saurer-Arbon z. B. vierfache Belegschaft . . . Liegt hier schon fixes „Recht" vor, oder erst eine unklar erfaßte neue Situation, der man mit veralteten Rechtsregeln Meister werden möchte, Regeln, die aber ganz einfach den Verhältnissen nicht entsprechen? Es gibt Leute genug, die behaupten, man hätte die Konjunktur von 1937 schon 1932 haben können . . . wenn das „Währungsrecht" anders gewesen!

Die gelähmten Demokratien.

Als beim Zusammenbruch des römischen Reiches in der Völkerwanderung die Menschheit an einer glückhaften Entwicklung des Diesseits verzweifelte, fand sie Halt im Verzicht auf das Diesseits. „Ob über uns Römer oder Barbaren herrschen, ist gleichgültig. Unsere Heimat ist nicht hier, sondern drüben." Und uns sollte nicht wundern, wenn in den Völkern die große Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen überhandnähme. Sie wird überhand nehmen, wenn erst einmal die rettenden Demokratien ihre letzte, schmähliche Ohnmacht offenbaren. Wenn es sich zeigt, daß die brutale, entschlossene Minderheit der Gewaltmenschen nicht nur die eigenen entmarkten Völker restlos beherrschen, daß sie auch international sich alles erlauben dürfen. Dann mag es sein, daß wie damals halbe Länder aussterben, weil niemand mehr sich am Leben und an Kindern freuen mag!

Mussolini hat in Palermo anläßlich der großen Manöver eine Rede gehalten. Man möge die abessinische Leiche begraben, aus Gründen der Hygiene, wenn man sich sonst nicht dazu entschließen könne. Kein höflicher Engländer hat ihm geantwortet, was man denn mit dem Urheber dieser Leiche anfangen solle! Nein, London findet die Rede versöhnlich und vielversprechend für die im Herbst beginnenden Verhandlungen. Klar ist sie auf jeden Fall gewesen. Sie fordert zum hundertundersten Mal die Anerkennung des „Impero" einerseits, anderseits die Berücksichtigung der Achse Rom-Berlin, drittens des italienischen und deutschen Willens, am Mittelmeer keine „Abart des Bolschewismus" aufkommen zu lassen.

Diese Forderungen erhebt der italienische Duce in einem Moment, da eine regelrechte Piratenherrschaft unbekannter U-Boote das Mittelmeer von Ost nach West unsicher macht. Eine britische Zeitung hat in unmißverständlicher Weise festgestellt, daß die Torpedierungen britischer und anderer Handelsschiffe immer während der Anwesenheit italienischer Kriegsschiffe vorgekommen seien. Die Türken beraten, weil eine solche Torpedierung im ägäischen Meer vorgekommen. Die öffentliche Meinung in London empört sich gegen die zunehmende Unsicherheit. Aber die Admiralität tut nichts. Und die Regierung auch nichts. Sie wechselt Noten mit Franco wegen gewisser Bombenabwürfe durch rebellische Flugzeuge in der Nähe der algerischen Küste auf einen britischen Dampfer. Franco behauptet, die Regierung besitze in Cartagena einen ganzen Park „franco-mäßig" gestrichener Apparate und lasse ihre Piloten auf seine Kosten sündigen, um Briten und Franzosen mobil zu machen. London erklärt dagegen diese Darstellung als faule Ausrede . . . und tut dennoch nichts.